

(Nachdruck verboten.)

55)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Ehe Saccard den Saal verließ, reckte er sich hoch empor, als wolle er mit einem Blicke die Menge ringsum besser umfassen. Er schien thatsächlich größer zu sein; er wurde von einem solchen Triumphgefühl emporgehoben, daß seine ganze kleine Persönlichkeit sich auflöste, in die Höhe ging und bis ins Ungeheure anjchwoll. Derjenige, nach welchem er über allen Köpfen hinwegzuspähen schien, war der abwesende Gundermann; diesen Gundermann hätte er sehen mögen, wie er niedergeschlagen und wutgrinsend um Gnade flehte. Jetzt wollte er wenigstens, daß alle unbekannteren Kreaturen dieses Juden, die zähnefletschend hier anwesend waren, ihn selbst in der Verklärung seines herrlichen Erfolges schaue. Das war sein großer Tag, der Tag, von dem man noch lange erzählt, wie von Austerlitz und Marengo.

Saccards Kunden, seine Freunde stürzten herbei. Der Marquis de Bohain, Sédille, Kolb, Suret drückten ihm beide Hände, während Daigremont mit dem falschen Lächeln seiner weltmännischen Liebenswürdigkeit ihn beglückwünschte; er mußte genau, daß man bei der Börse an ähnlichen Siegen untergeht. Maugendre hätte ihn am liebsten vor Begeisterung auf beide Backen geküßt und war außer sich, als er den Hauptmann Chave immer noch die Achseln zuden sah. Die förmliche, vergötternde Anbetung aber fand man bei Dejoie, der vom Zeitungs-Bureau herbeigerannt war, um den letzten Kurs sofort zu wissen. Dieser stand in einer Entfernung von einigen Schritten unbeweglich, durch Liebe und Bewunderung festgebaut und mit thränenfeuchten Augen. Zantrou war verschwunden und überbrachte die Nachricht ohne Zweifel der Baronin Sandorff. Massias und Sabatani atmeten freudestrahlend auf, wie am sieggekrönten Abend eines großen Schlachttages.

„Nun, was hatte ich gesagt?“ rief Billerault entzückt.

Moser, dessen Nase bedeutend länger geworden war, murrte dumpfe Drohungen vor sich hin.

„Ja, ja, drüben, jenseits des Grabens kommt erst der Purzelbaum . . . Die Rechnung für Mexiko ist zu zahlen, die römischen Angelegenheiten werden seit Mentana noch verworrener, Deutschland wird eines schönen Tages über uns herfallen . . . Ja, ja, und diese Schafsköpfe treiben noch in die Höhe, um desto tiefer hinunterzupurzeln . . . O, alles ist futsch. Sie werden's schon sehen!“

Da Salmon ihn diesmal ohne sein spitziges Lächeln ansah, fragte er ihn:

„Das ist auch Ihre Ansicht, nicht wahr? Wenn alles gut geht, so muß demnächst alles zusammenbrechen.“

Mittlerweile leerte sich der Saal. Bald blieb nur der Cigarrendunst in der Luft, eine bläuliche Wolke, die von dem vielen aufgewirbelten Staub dichter erschien und gelblich schimmerte. Mazaud und Jacoby hatten ihre tadellose Ruhe wieder erlangt und schritten neben einander dem Maklerzimmer zu, letzterer mehr durch heimliche persönliche Verluste als durch die Niederlage seiner Kundschaft erregt, während der erstere, der nicht spielte, sich ganz und voll der Freude über den so wacker erkämpften letzten Kurs hingab. Einige Augenblicke unterhielten sich beide mit Delarocque wegen des Austausches der Verpflichtungen; sie hielten ihre mit Notizen angefüllten Taschenbücher in der Hand, nach welchen die Liquidatoren am Abend noch die abgeschlossenen Geschäfte zu überschreiben hatten.

Inzwischen ging es in dem Saale für die Commis — einem niedrigen, von dicken Pfeilern durchzogenen Saale mit den neben einander gereihten Pulken und den Kleiderrechen im Hintergrund —, der einem unordentlichen Klassenzimmer gleich sah, laut und heiter zu. Flory und Gustave Sédille hatten ihre Hüte geholt und unterhielten sich mit lärmender Fröhlichkeit in Erwartung des mittleren Kurses, den die Beamten der Börsenkommission an einem Pulke aus dem höchsten und dem niedersten Kurs ausrechneten. Gegen halb vier Uhr erschien der Anschlagzettel an einem Pfeiler. Da wieherten beide Freunde freudig auf; dann gackerten und krächten sie

laut, hocheifrent über die herrliche Operation, die sie mit den Kauforders 'Fayeur' gemacht hatten. Es kam dabei ein Paar Diamantohrringe für Chichü heraus, welche Flory durch ihre Ansprüche nachgerade knechtete; dazu noch ein halbes Jahr Vorauszahlung für Germaine Coeur, die Gustave thörichterweise dem Makler Jacoby vollends abgepannt hatte, wofür dieser sich eine Kunstreiterin vom Hippodrom auf den Monat zugelegt hatte. In diesem Saale dauerte übrigens der Spektakel fort, kindische Streiche wurden verübt, Hüte eingetrieben, wie in einem Gedränge losgelassener Schulknaben. Unter der Säulenhalle schloß die Couliße noch die letzten Geschäfte ab; freudestrahlend über die gelungene Arbitrage kam Nathansohn endlich die Stufen herabgestiegen und mischte sich unter die Flut der letzten Spekulanten, die trotz der gewaltig zunehmenden Kälte immer noch umherstanden. Schon um sechs Uhr sollte diese ganze Welt von Spielern, Maklern, Jobbern und Kommissionären — die einen nach Aufstellung von Gewinn und Verlust, die andern nach Ermittlung der Courtagengebühren — sich in den Frack stecken, um nach ihren Begriffen vom Gelde den Tag vollends zu vertoben, teils in den Restaurants und den Theatern, teils in Abendgesellschaften und bei galanten Damen.

An diesem Abend war in dem wachenden und lachenden Paris ausschließlich von dem fürchterlichen Zweikampf zwischen Gundermann und Saccard die Rede. Die Frauen, die aus Leidenschaft und aus Mode ganz in dem Börsenspiel befangen waren, bedienten sich mit Vorliebe der technischen Ausdrücke, Liquidation, Prämie, Report und Deport, ohne sie jedesmal zu begreifen. Namentlich sprach man von der heißen Lage der Kontermine, die seit so vielen Monaten an jedem neuen Stichtage immer erheblichere Differenzen zahlte, je weiter die Universelle in die Höhe stieg und alle vernünftigen Grenzen überschritt. Allerdings spielten viele ohne Deckung und mußten zur Beschränkung ihres Verlustes prolongieren, da sie nicht im Stande waren, die Stücke zu liefern. Trotzdem blieben sie hartnäckig bei der Baisse und hofften auf den nahen Krach. Da aber der Satz für Report immer höher stieg, je knapper das Geld wurde, so stand den erschöpften und zerschmetterten Baissiers unausbleibliche Vernichtung bevor, wenn die Hausse anhielt. Anders stand es mit Gundermann, dem vermeintlichen allmächtigen Anführer der Kontermine; er brauchte nicht zu prolongieren, er hatte ja in den Kellergewölben seine Williarde daliegen, unerschöpfliche Heerschatzen, die er ins Treffen schickte, wie lange und mörderisch auch der Feldzug sein mochte. Darin bestand seine unbesiegbliche Macht, daß er ohne Deckung verkaufen und doch immer seine Differenzen zahlen konnte, bis am Tage der unausbleiblichen Baisse der Sieg sein wäre.

Man sprach hin und her und rechnete die erheblichen Summen aus, die der Kampf schon verschlungen haben mußte, wenn er am fünfzehnten und dreißigsten eines jeden Monats seine Geldsäcke ins Gefecht führte und diese im Feuerofen der Spekulation zerschmolzen, wie ganze Reihen Soldaten von Granaten weggemäht werden. Noch niemals hatte er an der Börse einen so heftigen Ansturm gegen seine Macht erlebt, die er unumschränkt und unbestritten sehen wollte. Denn wenn er bloß ein Geldhändler und kein Spieler war, wie er gerne immer wieder sagte, so hatte auch er das klare Bewußtsein der Notwendigkeit für ihn, der unumschränkte Gebieter über den Markt zu sein, um der erste Geldhändler der Welt zu sein, der über den öffentlichen Reichtum nach Gutdünken verfügt. Daher kämpfte er nicht um des unmittelbaren Gewinnes willen, sondern um seine Königsstellung, um sein Leben selbst. Daher die grimmige Hartnäckigkeit und die wilde Größe des Kampfes. An den Boulevards, längs der Rue Vivienne, konnte man ihn mit seinem fahlen und leblosen Antlitze, seinem Gange eines erschöpften Greises treffen, ohne daß irgend etwas die geringste Angst verriet. Er glaubte einzig und allein an die Rogit. Jenseits des Kurses von zweitausend Frank begann für die Aktien der Universelle die Thorheit, bei dreitausend war es der reine, tolle Wahnsinn; zurückfallen mußten sie also, wie der in die Höhe geschleuderte Stein unfehlbar zurückfällt. So verhielt er sich denn abwartend. Würde er aussharren, bis seine Williarde zu Ende wäre? Durch Gundermanns Umgebung ging ein Schauer der Bewunderung und zugleich auch der Sehnsucht, den Mann endlich fallen zu sehen. Saccard da-

gegen erregte eher eine lärmende Begeisterung und hatte die Frauen, die Salons, die ganze feine Spielerschaft auf seiner Seite, die so prächtige Differenzen einstrich, seitdem sie ihren katholischen Glauben durch Geschäfte mit Jerusalem und dem Karmel in Bargeld umsetzte. Der demnächstige Untergang der jüdischen Bank galt als ausgemacht, der Katholicismus stand auf dem Punkte, die Herrschaft über das Geld zu besitzen, wie er diejenige über die Seelen besessen hatte.

Allein wenn seine Hilfstruppen schwer Geld gewannen, so waren Saccards Geldmittel erschöpft, da er für die fortwährenden Ankäufe seine Kassen leerte. Von den zweihundert verfügbaren Millionen lagen auf diese Weise nahezu zwei Drittel fest; das Gebeihen war gar zu üppig, der Triumph so überwältigend, daß man daran erstickte. Jede Gesellschaft, die an der Börse die Herrschaft behaupten will, um den Kurs ihrer Aktien zu heben, ist dem Untergang geweiht. Deshalb war Saccard anfangs nur mit Umsicht vorgegangen. In dessen war er von jeher ein Mann der Phantasie gewesen, welcher alles übermäßig groß sah und seine verdächtigen, abenteuerlichen Geschäfte mit einer dichterischen Strahlentrone umgab. Diesmal, bei dieser wirklich großartigen und blühenden Unternehmung, verstieg er sich zu solchen ausschweifenden Träumen von Eroberung, zu einem so abnormen und so wahnwitzigen Gedanken, daß er sich selbst darüber nicht ganz klar war. O, hätte er Millionen gehabt, immer neue Millionen, wie diese schmutzige Jüdenschaft! Leider sah er seine Truppen auf die Reize gehen, nur noch ein paar Millionen standen für den Endkampf bereit. Trat dann Baïsse ein, so war's an ihm, Differenzen zu bezahlen; da er die gekauften Stücke nicht abnehmen konnte, so mußte er wohl oder übel prolongieren. In seinem Siegeslauf mußte das kleinste Sandkorn ihn und seinen großartigen Bau zu Fall bringen. Alle hatten ein unklares Bewußtsein davon, selbst die Getreuen, die an die Hauffe glaubten wie an ihren Herrgott. Das war's gerade, was in Paris die Leidenschaft aufs höchste steigerte: die allgemeine Verwirrung und Ungewißheit über diesen Zweikampf zwischen Saccard und Sundermann, bei welchem der Sieger sein Blut in Strömen verlor, dieses Ringen der zwei legendenhaften Ungetüme, die zwischen ihren Leibern die armen Teufel zermalnten, welche an ihrem Spiel teilzunehmen sich getrauten, und die auf dem Haufen der aufgeschichteten Ruinen einander zu erwürgen drohten.

Am dritten Januar, am Tage nach der Abrechnung des letzten Stichtages, sank die Univerfelle ganz unerwartet um fünfzig Frank. Groß war die Aufregung. Freilich war überhaupt alles heruntergegangen, weil es allenthalben auf dem allzu lange überlasteten und über Gebühr aufgetriebenen Markt frachtete; ein paar faule Unternehmungen stürzten damals mit lautem Getöse zusammen. Zudem hätten derartige heftige Kursprünge nicht ungewohnt sein sollen, die an einem Börsentage zuweilen mehrere Hunderte betrogen und an das ziellose Hinundherschwanfen der Magnetnadel bei einem Gewitter erinnern. Aber jetzt ging ein gewaltiger Schauer durch die Luft, und alle hatten die bestimmte Empfindung, daß der Anfang des Krachs da wäre. Die Univerfelle sinkt! — dieser Ruf ging um und wurde durch das laute Geschrei einer stammenden, hoffenden und geängstigten Menge immer weiter verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frühlingsalate.

Zur Frühjahrszeit, wenn die eingemachten Früchte und Gurken zur Reize gehen, pflegt es häufig an Beifatz zum Fleisch zu mangeln. Ab und zu kauft die Hausfrau wohl eine frische Gurke oder grünen Blattsalat, aber für die täglichen Mahlzeiten sind ihr diese Gemüse zu teuer. Da erscheint es denn angebracht, auf die vielen köstlichen Salatpflanzen hinzuweisen, die Wald und Flur in überreicher Fülle hervorbringen, und die gerade im Frühling am zartesten und wohlgeschmecktesten sind. Außerdem besitzen sie auch noch den Vorzug, daß sie nichts kosten, sofern man sie bei Spaziergängen eigenhändig pflückt. Werthwürdigerweise werden sie bei uns in Deutschland verhältnismäßig selten gegessen, was wohl hauptsächlich daran liegt, daß man sich nicht auf ihre Zubereitung versteht. Die Hausfrauen machen sie, wenn sie diese Pflanzen doch ausnahmsweise einmal verwenden, in rohem Zustande einfach mit Essig und Del an und behaupten dann hinterher, wenn sie den Hausgenossen nicht munden, daß sie überhaupt ungenießbar wären. Das ist ein arger Irrtum, wovon sich jeder überzeugen wird, der die Salate in geeigneter Zubereitung isst.

Geradezu eine Delikatesse ist Salat aus Löwenzahn. Am schmackhaftesten ist diese Pflanze, wenn man sie bleicht. Wer sie im Garten zieht, thut daher gut, sie zuzudecken; wer sie dort sammelt, wo sie wild wächst, der muß dagegen die Stauden aus Maulwurfs- hügeln ausgraben. Man findet sie häufig unter diesen, sie sind dann völlig des Lichts beraubt, fast weiß und überaus weich. Diese gebleichten Blätter kann man allerdings roh mit Essig, Del und etwas Salz und Pfeffer anmachen, doch werden sie im allgemeinen noch lieber gegessen, wenn etwas Büdlingsfleisch darunter gemischt ist. Man enthäutet zu diesem Zweck recht fette und zarte Büdlinge, befreit sie von den Gräten und zerpfückt sie. In Thüringen wird der Löwenzahnsalat folgendermaßen hergestellt: man zerschneidet die Blätter ein paarmal und stellt sie einweilen beiseite. Dann brät man würfelig geschnittenen Speck, in den man, sowie er vom Feuer genommen ist, etwas Zucker und Essig thut; nachdem alles gehörig gemischt ist, gießt man diese Brühe noch heiß über die zerleinerten Blätter. Da diese einigermaßen verbrüht werden, kann man dies Rezept auch für etwas härtere und grüne Löwenzahnblätter benutzen. Schließlich läßt sich sogar aus bereits recht harten Blättern ein ganz passabler Salat herstellen, wenn man sie eine halbe Stunde lang in schwachem Salzwasser kocht, zum Abtropfen auf ein Sieb legt, alsdann mit etwas Maggi-Würze beträufelt, darauf mit Del und zum Schluß mit Essig begießt. Es muß aber genau diese Reihenfolge beobachtet werden, da der Salat andernfalls einen eigentümlich scharfen Geschmack bekommt. Man richtet ihn an, indem man ihn mit hartgekochten, fein gehackten Eiern dick bestreut. Sehr angenehm ist auch ein Löwenzahnsalat mit Sahne. Hierzu dürfen aber ausschließlich nur die zartesten gebleichten Blätter genommen werden. Man beträufelt die Blätter mit Zitronensaft, und zwar am besten mit ganz frisch ausgepresstem, dann schlägt man dicke saure Sahne zu Schaum, thut Zucker, Essig und abgeriebene Zitronenschale nach Belieben dazu und gießt diesen so präparierten Sahnenschaum über die unzerleinerten rohen Löwenzahnblätter. Die letzteren dürfen aber unter keinen Umständen weggelassen werden. Viele Leute, namentlich Frauen, sind geradezu entzückt von diesem Salat.

Alles über Löwenzahn Gesagte gilt auch für Cichorie, teilweise auch für Giersch und Fuchsschwanz. Mit Sahne darf man die beiden letztgenannten Salatpflanzen freilich nicht anmachen, ebenso lassen sie sich nicht bleichen. Am besten schmecken sie, gleich der Kresse, die aber nur in ganz jungem Zustande brauchbar ist, wenn man sie abkocht und dann weiter zurechtet, wie es in diesem Falle auch mit Löwenzahn geschieht.

Brunnenkresse, Gänjesuß, Braunkirsche und Rapunzel werden dagegen niemals gekocht. Der Abwechslung wegen rate ich, sie, statt sie immer nur mit Essig und Del anzumachen, mit folgender Sauce zu servieren: ein Eigelb wird mit Del dick gerührt, langsam und vorsichtig mit Essig verdünnt und mit einer Prise Salz und Zucker sowie mit etwas Maggi-Würze gewürzt. Diese ganz ausgezeichnete Universalsauce kann zu jedem beliebigen Salat gegeben werden. Auch zu Löwenzahn, Cichorie, Giersch und Kresse schmeckt sie vorzüglich. Wer eine große Salatschüssel für viele Personen zu bereiten wünscht und zum Sparen genötigt ist, der kann Eier sparen, wenn er in zerlassener Butter ein paar Löffel voll Weizenmehl gar werden läßt — es darf aber nicht bräunen —, dann die Masse vom Feuer nimmt, in kaltes Wasser stellt und unter beständigem Rühren ein Gelbei und darauf die übrigen vorher genannten Ingredienzien hinzutut. Man muß aber gewöhnlichen Essig nehmen, da Sprit den Salat zu sauer machen würde. Es gehört ja doch eine ganze Menge dazu, um die Sauce hinreichend zu verdünnen. Ab und zu kann man der Sauce auch etwas Sardellengeschmack geben. Da es aber unnötige Mühe macht, die Sardellen allemal zu wässern, zu entgräten und zu wiegen, so empfiehlt es sich, eine kleine Büchse mit Sardellenbutter zu kaufen, die jetzt überall als Konserve zu haben ist und sich, auch geöffnet, wochenlang hält. Man braucht dann nur eine kleine Messerspitze voll zu nehmen und mit dem Ei und Del, respektive dem in Butter gargemachten Del gut zu verrühren. Auch Reste von Bratensauce lassen sich vorteilhaft für Salat Zwecke verwenden. Die Bratensauce wird ebenfalls an die Sauce gerührt, bevor man sie mit Essig verdünnt. Viel Beifall findet bei Herren auch folgende Sauce: etwas Senf — aber nicht Pulver, sondern fertig zurechtgemachter — wird mit einer kleinen Messerspitze voll Sardellenbutter und 4 bis 5 Theelöffel voll Bratensauce sowie einer Kleinigkeit Zucker sorgfältig zerrührt und langsam unter beständigem Rühren mit Essig verdünnt. Indessen darf man mit allen diesen Zuthaten, wie Senf, Sardellenbutter usw., nicht verschwendereich umgehen, da die Sauce ja nur damit gewürzt werden soll. Eine dicke Sauce, wie sie zu Fleischsalaten üblich ist, würde einen als Beifatz dienenden Salat völlig verderben. Der Grundsatz „je mehr, je besser“ ist hier absolut nicht angebracht.

Da Spargelsalate ebenfalls zu den Frühlingsalaten zählen, mögen hier noch ein paar Worte über sie gesagt sein. Am besten schmeckt sie nur mit Essig und Del angemacht. Sie dürfen aber in Anbetracht der weichen und wässrigen Beschaffenheit der Spargel nicht lange ziehen. Hat man Spargelreste, die schon einen Tag oder gar zwei alt sind, so thut man gut, etwas gehacktes Bohnenkraut, Petersilie und Schnittlauch dazu zu mengen, da Spargel, die nicht frisch abgekocht sind, leicht fade schmecken. Spargel, die bereits mit Butter übergossen oder paniert sind, lassen sich nur noch für gemischten Salat verwenden. Man schneidet sie in kleine Stücke, mischt sie mit Löwenzahn, Lattich, Kresse usw. und

richtet sie mit einer der beschriebenen Saucen an. Spargel, die als Spargelgemüse, das heißt mit bündiger Sauce zubereitet wurden, taugen überhaupt nicht mehr zu Salat.

Gemischte Salate sind überhaupt sehr empfehlenswert. Da die Kartoffeln im Frühjahr nicht mehr besonders gut sind, so mengt man sie zweckmäßigerweise stets mit irgend einem Salatraut oder auch mit Gurkenscheiben — Salzgurken, Sengurken, Cornichons usw. — und serviert sie mit der zuerst geschilderten Eierauce. Etwas feingewiegtes Schnittlauch erhöht den pikanten Geschmack. Für den täglichen Gebrauch sind auch Salate aus Kartoffeln und Sauerampfer ganz angenehm. Wenn der Sauerampfer erst älter wird, eignet er sich nicht mehr dazu. Man kann ihn sowohl roh als auch gekocht verwenden. Will man reinen Sauerampfersalat herstellen, so macht man ihn mit Del und Zitronensaft an. Er ist zwar recht gesund, aber nicht gerade eine Delikatess.

Eine angenehme Abwechslung bieten zweifellos Obstsalate, von denen für das Frühjahr jedoch nur Apfelsinensalate in Betracht kommen. Bekanntlich sind Apfelsinen dann am billigsten und schönsten. Sie werden geschält, in Stücke geschnitten, bezudert und mit etwas Rum oder beliebigem Liqueur beträufelt. Nach einer Stunde etwa thut man Zitronensaft dazu, aber besser konservierten, weil dieser weniger scharf ist. Personen, die Essig nicht vertragen, sollten ihn stets durch Zitronensaft oder zum mindesten durch Wein- oder Fruchtsaft ersetzen. —
Ritzy Sorben.

(Nachdruck verboten.)

Bilder aus Saloniki.

Einen Besuch in der Hauptstadt Macedoniens, auf die jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet ist, schildert der dorthin entsandte Mitarbeiter der „Daily News“, John Macdonald. Er erwähnt zunächst, daß Saloniki nach Jerusalem die jüdischste Stadt der Welt ist; man kann die Bevölkerung Salonikis nach der Anzahl der Häuser auf 120 000 Köpfe schätzen, und die Hälfte davon sind Juden. In der Hauptstraße Salonikis, der Rue Bardari, ist jeder zweite Mensch, den man trifft, ein Jude, und der spanische Typus der jüdischen Gesichter zeigt unverkennbar an, daß ihre Vorfahren aus Spanien kamen. Politisch jedoch zählen die Juden in Saloniki nicht, sondern nur die Bulgaren, Griechen und Türken. Man zählt 10 000 Bulgaren, über 20 000 Griechen, über 20 000 Türken und fast 5000 Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche und Angehörige anderer Nationalitäten. Während im Innern des Landes die bulgarisch sprechenden Macedonier numerisch das stärkste Element der Bevölkerung sind, sind sie, abgesehen von den europäischen Skolonien, in der Hauptstadt das schwächste und noch durch religiöse Streitfragen, die mit politischen Streitfragen identisch sind, weiter geschwächt. Die wachsende Bewegung gegen die türkische Herrschaft hat in den letzten sechs Jahren aber allmählich den alten religiösen Fanatismus vertilgt.

„Am interessantesten für den Abendländer,“ schreibt Macdonald weiter, „ist jedoch das allmähliche Verdrängen des türkischen Elementes in einer der größten Städte des ottomanischen Reiches durch das europäische Element, wozu ich die Bulgaren-Macedonier und die Griechen rechne. Ein Blick auf die malerische Stadt wird zeigen, wie der Türke, der niemals Fortschritte macht, herausgedrängt wird. Die schlanken weißen Minarets, die überall im mittleren Teil der Stadt aufragen, sind im neuen Saloniki durch Fabrikshornsteine verdrängt.

Parallel mit der Seeseite Salonikis läuft die Rue Bardari, die kosmopolitisch und eine der malerischsten und charakteristischsten orientalischen Straßen in der europäischen Türkei ist. Die Ladenschilder sind hebräisch, griechisch, französisch, türkisch, Bulgarisch-macedonische Garlicken, die billig und klein sogar im Schein des Mittagslichts nur dämmerig sind, wetteifern mit den großen glänzenden Hotels nach europäischer Art, in denen Leute mit rotem Fetz den ganzen Tag Karten, Puff und Würfel spielen. Der Fetz bezeichnet seinen Träger nicht immer als Türken, denn auch die eingeborene christliche Bevölkerung trägt ihn allgemein. Das typisch Orientalische dieser Straße ist, daß alle Künste und Handwerke darin zusammengedrängt sind. Ein Flickduster arbeitet in einem Laden, der nicht viel größer als ein großer Kaninchenstall ist, und er ist eingeklemmt zwischen einem Goldschmied, dessen Waren Zehntausende wert sind, und einem Laden voller persischer Teppiche und Damaskusseide. Diese Läden mit kostbaren Waren sind ebenso offen nach der Straße wie die Werkstätten der Schuhmacher, Schneider, Tischler, Hufschmiede, Klempner, Bäcker, Silberschmiede, Juweliers und Anfertiger „türkischer Süßigkeiten“. Auch Fenster trennen diese Läden nicht von den Vorübergehenden. Hier ist ein Laden mit alten Waffen, Teppichen aus Brussa, Silberfiligranarbeiten und Holzschmiedereien aus Aegypten und Syrien. Daneben hämmert ein Grobschmied seine glühenden, weikroten Hufeisen auf einem kleinen Amboss bei einem kleinen Kohlenfeuer. Unter dem rauhen Geschrei der Wasserverkäufer, der Verkäufer von Süßigkeiten und der verschiedensten Ausrufer erklingt melodisch der Hammer des Grobschmieds. Und daneben lehnt sich vielleicht ein Obstladen, in dem die Waren vom Boden bis zur Decke aufgesteckt sind und in dem es rot, purpurn, hellgrün und goldgelb funkelt. Der Nachbar des Obstverkäufers ist ein geblendetes Pferd, das fleißig an der Arbeit ist und Walnüsse mahlt; denn sein Herr bereitet das unter dem Namen „Tahun“ bekannte süße

Getränk. Walnüsse und Sesam werden in einer Art Mühle gemahlen, die von dem geblendeten, stets im Kreise gehenden Pferde gedreht wird. Das Pferd braucht nicht angetrieben zu werden. „Es arbeitet seit sieben Jahren hier,“ sagt der „Tahun“-Macher, taucht seinen Finger über den Rand der Maschine und schiebt ihn dann in den Mund, um das Getränk zu kosten. In einer Ecke des kleinen Ladens verlotet ein junger Mann die großen viereckigen Zinngefäße, in denen der „Tahun“ an die Detaillisten Salonikis und zum Export verschickt wird.

Zwischen diesem Viertel und den beiden neuen Vorstädten wird der Türke in dem alten Saloniki allmählich vernichtet. Das raschlose, unternehmende, angreifende Europa macht ein Ende mit ihm. Das alte Saloniki besteht aus engen steilen gebundenen Straßen, Gäßchen und Sadgassen mit bergitterten Fenstern. Unmerklich verfällt das alte Saloniki, in dem der begüterteste Türke ein Hausbesitzer ist, der niemals hier gelebt hat. Er wohnt im Bildizpalast und heißt Abdul Hamid II.; denn der Sultan ist Besitzer des Boulevard Hamidieh. Ein Jungtürke sagte einst, das ottomanische Reich schied sich in einem weniger gefährlichen Zustand, wenn der Sultan der Bezahlung seiner Diener ebensoviel nachdenken wie dem Geldverdienen geschenkt hätte. Und er fügte hinzu: „Dann gäbe es auch weniger Gefangene im „Weißen Turm“! Der „Weiße Turm“ von Saloniki war während der ersten Phasen der Bewegung voll von Gefangenen, die auf bloßen Verdacht hin verhaftet worden waren. Verhaftungen wegen „Argwohn“ sind wieder in vollem Gange. Ein Bekannter Macdonalds, der Arzt Dr. Tatarschew, wurde verhaftet, weil er sich durch die ärztliche Behandlung dreier Leute „verdächtig“ gemacht hatte, die von den türkischen Behörden als „Briganten“ und „Rebellen“ bezeichnet wurden. Obwohl völlig unschuldig, wurde der Arzt zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und in ein asiatisches Gefängnis verbannt, in dem die Gefangenen fürchterliche Leiden und Entbehrungen auszuhalten haben. Ein enger Raum nahm 51 Gefangene auf, denen außer Brot nur Wasser, und auch das nur spärlich, geliefert wurde. Wer Mittel hatte, kaufte sich Essen; aber diese Gefangenen wurden erbarmungslos von den Lieferanten, den „caffejis“, die ihre Beute mit den Gefängnisdirektoren teilen, gerupft. Da die andern die gemeinsten Arbeiten verrichten mußten, so verkauften die Gefangenen oft Kleider und Stiefel, um die übermäßigen Preise der „caffejis“ zu bezahlen. Gefangene bestahlen einander oder kämpften verzweifelt um Geld und Nahrungsmittel; es kam sogar zu Morden. Infolge der ungesunden Verhältnisse waren Krankheit und Tod, besonders durch Tuberkulose häufig. „Jeder Macedonier erklärt, daß der Tod dem Leben in einem türkischen Gefängnis vorzuziehen sei. Die Furcht vor dem türkischen Gefängnis hat viele anständige Leute in die Berge getrieben und treibt sie noch dahin. Und aus Furcht vor dem Gefängnis suchen Flüchtlinge aus der Türkei Unterkommen in Bulgarien.“ —
ck.

Kleines feuilleton.

tp. Sorgen. Der Restaurateur saß gähmend hinter dem Schenktisch, als sein Hauswirt, Herr Schwalm, eintrat. Die Milze flog klatschend auf den Stammtisch. Ein aus tiefster Seele kommendes Stöhnen, und der Eingetretene sank wie ein Wehlfad auf einen Stuhl, welcher unter dieser ungestümen Last aufschätzte.

„n Halben! Und n Cognac!“ Schwalm schrie's dem verwunderten Wirt zu. Während dieser einzapfte, schielte er nach dem übelgelaunten Gast. Der saß, die Arme aufgestützt, die Hände in dem spärlichen Haar, und starrte mit finsternen Augen ins Leere.

„Arger gehabt?“ Mit teilnahmevoller Miene setzte der Restaurateur ein halbes Münchener und einen Cognac vor den Verzweifelten.

Schwalm schüttelte die Faust nach einer bestimmten Richtung und griff zum Schnaps wie einer, der etwas aufzuspielen im Begriff steht. „Roch einen!“ Er schob das geleerte Gläschen von sich und vertiefte sich in sein Stammesidel. Man hätte langsam bis zehn zählen können. Dann fuhr das Glas scharf und knallend wie ein Hammer auf den Tisch.

Der Wirt juckte zusammen. War der Mann da verrückt? Vorsichtig brachte er das Verlangte zum Tisch und stellte sich auf die andre Seite desselben, seinen Gast mit mißtrauischen Augen mustend.

Schwalm trank und nickte einige Male tieffünnig vor sich hin. Dann hob er den Kopf und sagte mit schmerzlichem Ausdruck: „Das is n Leben!“

„Arger gehabt?“ Der Wirt fragte es wieder. Schwalm lachte gequält auf: „Arjer? Uffhängen könnt' id mir vor But!“

Der Andre ließ sich langsam am Tisch nieder und tätschelte die Hand des Erregten: „Wir haben alle unfren Kummer, Schwalm!“ „Ach, Kummer! Wat Kummer! Id bin eben n ausjemachter Pechvogel. Uff mir reit' die jange Welt 'rum. Immer neue Sorjen! Wenn id doch bloß mal n bisden Ruhe kriegte! Ree! nee!“ Schwalm stärkte sich.

Der Wirt lächelte: „Aber, Herr Schwalm! Ein Mensch, der so unabhängig ist wie Sie! Geld wie Heu; glücklich verheiratet, gesund — was kann Sie denn aus der Ruhe bringen?“

„Glücklich verheiratet! Raja!“ Schwalm lachte giftig. „Wie

id heute morjen uffsteh, finde id meine Pantoffeln nich! Muß erst fünf Minuten suchen, eh' se jüddlich in de Küche finde. Det war der Anfang. Na, id habe nich viel jesagt, aber jeburmt hat's mir schon. Wenn id nich mal zu Hause meine Ordnung haben soll! . . . Schwalm trant. „Denn komm 1/2 Bost. Sie wissen doch, det id 'n früheren Mieter von mir verlägt habe wejen rückständige Miete. Heut kriej' id's: Pfändung fruchtlos! Zwanzig Mark in'n Dreck und die Kosten kann' ooch noch berappen!“

„Armen! Wat Armen! Jang eja! Id habe mein Geld och nich jeshohlen!“

Der Restaurateur winkt nur heruhigend. Schwalm giekt den zweiten Cognac herunter. „Na, denk id, der Tag kann jut werden! Und richtig! Zu'n zweeten Frühstück bringt mir meine Frau . . . ! Ja, wat meinen Se woll?“

Gespannt und fragend blickt der Wirt. Schwalm lacht höhniß auf: „Lebertwurststullen bringt se mir!“ „Ja, aber . . .?“ Der Andre begreift das Entsetzliche dieses Vorganges nicht gleich.

„Mann! Id haffe Lebertwurst wie Jist! Id kann se nich riechen! Und meine teuere Jattin stellt se mir uff'n Disch: Da, friß!“

Der Wirt unterdrückt ein Lächeln und weiß nicht, was er sagen soll. Endlich: „Jaja. Ein Unglück kommt selten allein. Das ist 'n wahres Wort.“

„Det is noch lange nich alles! Vor Uffreujung kriej' id Nasenbluten. Id seh's nich gleich — da läufst ooch schon uff meinen schönsten Teppich.“

„Das läßt sich wieder 'rausbringen.“

„Wenn ooch. Aber's kommt noch besser! Wie 'd eben die Treppe 'runterjeh', seh' id, det 'ne Scheibe in't Flurjenster kaput is. Von die bunten eene. Himmelherrjott! . . .“ Schwalm läßt die Faust auf den Tisch sausen. „Jest is' mit meine Jemittsruhe zu Ende! Wenn id den zwischen de Finger jekriecht hätte! Alle Knochen mühten knacken! Wieder jwoe Mark zum Deubel for nich und wieder nich!“

Der Wirt ist ratlos. „Trösten Sie sich, Schwalm. Es kann noch schlimmer kommen.“

„Noch schlimmer?“ Schwalm lacht wieder gequält, stüßt den Kopf in die Hände und stiert vor sich hin.

Die Zeitungsrau tritt ein und legt das Abendblatt auf den Stammtisch.

Schwalm greift hastig darnach, und indem er es entfaltet, prophezeit er: „Passen Se uff, id habe wieder 'ne Miete in de Lotterie gewonnen! Dadruß jeh' id 'ne Bette ein!“ Hastig gleitet der zitternde Zeigefinger über die Ziffernreihen. Wieder ein Faustschlag, begleitet von höhnlichem Gelächter: „Sag' id's nich? Sechs Nummern vor mir sind Dreißigtausend jefallen! Schwalm is natürlich wieder unten durch! Wat sagen Se dazu! Hab' id denn nich recht, wenn id sage: id bin 'n jeborner Pechvogel? Kerjer über Kerjer! Es reißt nich mehr ab!“ Er giekt den Rest des Münchener's hinunter wie in ein Loch. „Noch 'ne Lage! Heut soll wat druffjejn! Wenn wir denn doch schon bankrott machen sollen!“

Jest lacht der Restaurateur. „Sein Sie doch nicht unvernünftig, Schwalm. Bankrott! Sie! Sie können's doch aushalten.“

„Id kann's eber nich mehr aushalten!“ schreit Schwalm. „Det is mir zu doll, verstein Se!“ Tiefe Falten zieh'n sich über die Stirn. Die Fäuste ballen sich krampfhaft; er schüttelt sie verzweiflungsvoll und Thränen treten ihm in die Augen, als er zum dritten Glase greift: „Id bin neujierig, was nu noch kommen wird. Vielleicht brechen se heut Nacht bei mir ein.“

Kopfschüttelnd steht der Wirt. Schwalm hebt das Glas und sagt halbchluchzend: „Wenn Sie meine Kerjer hätten, Müller, meine Sorgen. . . Sie wären schon lange alle!“

Völkerrunde.

ie. Das Völkergemisch in Macedonien ist von jeher die Verzweigung der Ethnologen gewesen, wie Dr. Grothe in der Zeitschrift „Asien“ näher ausführt. Die wissenschaftlichen Arbeiten darüber sind teils veraltet, teils mangelhaft, und auch die sogenannten „offiziellen“ Angaben über die Bevölkerung des jetzt wieder allgemein besprochenen Gebiets zeichnen sich durch große Unzuverlässigkeit aus. Völkzählungen nach ihrem Begriff sind in Macedonien niemals vorgenommen worden. Die türkische Regierung begnügt sich damit, ungefähr zu wissen, wie viele militärtaugliche Leute dort für sie zu haben sind, und zur Regelung der Steuerabgaben wird nur von den Ortsbehörden zeitweilig die Zahl der Häuser festgestellt, manchmal auch die der Steuerlöpfe. Da die Häuser gewöhnlich nur von je einer Familie bewohnt werden, so würde man also wissen, wie viele Familien es etwa in Macedonien giebt. Nur sind aber die Hausstände von sehr verschiedener Größe. Die Hausgemeinschaft eines wohlhabenden Türken kann leicht 30 Personen umfassen, die eines Feldarbeiters selten mehr als sechs, und so kommt es, daß man kein Recht hat, für die Einwohnerzahl von Macedonien auch nur mit einiger Sicherheit eine genaue Zahl zu nennen. Noch schlimmer steht es mit der Feststellung der Nationalität. Die türkische Regierung unterscheidet allerdings bei ihren Erhebungen zwischen mohamedani-

sehen und nicht mohamedanischen Familien, aber bis ins einzelne ersährt man aus keiner Quelle hinreichende Angaben über die Verhältniszahlen der verschiedenen Volksarten. Dr. Grothe bezeichnet daher seine Untersuchungen über die Bevölkerung Macedoniens von vornherein nur als einen Versuch, an einem verzweifelten Birrfal einige klare Anhaltspunkte zu gewinnen. Er faßt Macedonien als historischen Begriff, während es als türkisches Macedonien staatsrechtlich heute das Gebiet der drei Vilajets Saloniki, Monastir und Uesküb in sich begreift, die man auch als Süd-, Mittel- und Nordmacedonien unterscheiden kann. Diese drei Provinzen hatten nach einer „Zählung“ im Jahre 1899 2 244 009 Einwohner, und wenn man einige albanesische Bezirke abtreimt, würden wenig mehr als 2 Millionen Seelen bleiben. Diese Angabe ist jedoch zweifellos zu niedrig gegriffen, und die wahre Volkszahl dürfte zwischen 2 1/2 und 3 Millionen liegen. Das mohamedanische Element in Macedonien ist stärker vertreten als gewöhnlich angenommen wird, namentlich die Türken selbst, nicht nur als Beamte und Soldaten, sondern auch in bäuerlichen Ansiedelungen. Auf sie dürften 4- bis 500 000 Seelen zu rechnen sein, einschließlich der mohamedaniserten Albanesen sogar etwa 900 000 oder ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Der griechische Stamm hat im letzten Jahrzehnt merklich an Bedeutung verloren, namentlich durch die Mißerfolge im letzten griechisch-türkischen Kriege, jedoch beherrschen die Griechen als meistgebildetes und handels-tüchtiges Element im Süden Sprache und Sitte noch vollkommen und auch sonst an allen für Kulturarbeit wichtigen Punkten. Die Zahl der Griechen in Macedonien dürfte 5—600 000 erreichen. Die slavischen Ansprüche an Macedonien unterscheidet Grothe in bulgarische und serbische, wovon letztere erst in ganz neuer Zeit aufgetaucht sind. Um sie zu verstehen, muß man auf die geschichtliche Entwicklung zurückgreifen. Eine dauernde Oberherrschaft haben weder Bulgaren noch Serben über Macedonien jemals ausgeübt, und bei den späteren Vorstößen haben sich beide Stämme überall vermischt. Ein serbischer Statistiker will freilich die Zahl der Slaven in Macedonien auf über zwei Millionen ermittelt haben, doch ist diese Angabe sehr übertrieben. Dr. Grothe hält folgende Schätzungsergebnisse für wahrscheinlich: 250 000 Bulgaren, 150 000 Serben und 300 000 aus beiden Stämmen gemischte christliche Bevölkerung. Für das walachische oder zinzarische Element hat Professor Weigand insgesamt etwa 110 000 Seelen berechnet. —

Humoristisches.

— Unbeabsichtigte Grobheit. Ein Modelleur offeriert einer Porzellanfabrik ein Modell zur Vervielfältigung. Dasselbe stellt ein Aminozeros vor, und zwar sendet der Künstler mit seiner Offerte eine Photographie dieses Tieres der Fabrik zur Ansicht zu. Nach einigen Tagen erhält er die Photographie mit der Bemerkung zurück:

„Wir bedauern, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können, und senden Ihnen einliegend Ihre Photographie zurück.“

— Das Ueberweib. „Mit der Wahl Ihrer jehigen Frau haben Sie es wohl gut getroffen, Herr Förster?“

„Dank der Nachfrag'! Der parier'n sogar meine Dadel'n!“

— Verurskost. Mechanikerlehrling (das Frühstücksbrot betrachtend, zum andern): „Guck, Anjust, wat uns die Meest'rin heite wieder für Trodenelemente zurecht jemacht hat!“

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Comenius-Gesellschaft läßt in der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin einen Neudruck des Herderschen „Briefes über Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts“ erscheinen. —

— Das Berliner Theater bringt Mitte nächster Woche eine Novität: „Savonarola“, eine fünfaktige Tragödie von H. v. Willemans-Suhm. —

— Wilbrandts „Meister von Palmyra“ wird Ende dieses Monats durch die litterarische Bühne L'oeuvre in Paris in der französischen Uebersetzung von Ménon de Béost und Paul Ziffen aufgeführt werden. —

— Im Opernhause werden „Falstaff“ und „Der Barbier von Bagdad“ gegenwärtig neu einstudiert; beide Stücke sollen noch am Schluß dieser Saison in Scene gehen. —

— Karl Gjellerups indische Legende „Opferfeuer“, mit der Musik von Gerhard Schjelderup, erlebt am 4. Juni im Dresdener Opernhause die Erstaufführung. —

— Ein neuer Komet ist am 16. April von Grigg auf Neuseeland entdeckt worden. Er befindet sich südlich des Sternbildes Orion. —

t. Eine Bessmer Stiftung soll in London gegründet werden. Zweck der Stiftung ist: die Schaffung einer Stätte für metallurgischen Unterricht und einschlägige Untersuchungen in Verbindung mit der Londoner Universität (namentlich soll dabei auf die Prüfung von Erzen und metallurgischen Erzeugnissen durch moderne Mittel und auf die Erforschung neuer Verfahren Bedacht genommen werden); zweitens Begründung von internationalen Stipendien für die Ausbildung in praktischer Arbeit. —